

Franz Werner, **Bettelnder Dichter oder dichtender Bauer: “Der Landprediger” von J. M. R. Lenz – eine literarische Folge seiner Verbannung aus Weimar?**

Die hier vorgelegten Untersuchungen kreisen um das letzte große Werk von Lenz. Sein *Landprediger* (3 Teile, 1777) ist nicht nur aus einer Lebenskrise fast eruptiv hervorgebrochen, sondern muß auch aus einem allgemeineren aufklärerischen Bemühen verstanden werden. Lenz versucht, gleich mehrere Fragen auf einmal zu beantworten: “Worin liegt der Sinn und Zweck meines Daseins? Was soll ich tun? Wie kann ich mein Leben nützlich verbringen?” (S. 232). Dementsprechend komplex ist der *Landprediger* geraten, so daß sich eine einzige Antwort von vornherein verbietet. Der Verf. stellt das Werk daher in den Schnittpunkt vieler Entwicklungslinien, die zu ihm hinführen, vor allem die traumatische Erfahrung seiner Ausweisung aus Weimar im November 1776. Das Material, das zur Analyse und Interpretation vor dem Leser ausgebreitet wird, ist von beeindruckender Fülle und Vielfalt, wurde sorgfältig aus den Quellen und Archivalien erarbeitet und kann an ihnen nachgeprüft werden.

Besonders gründlich und unter möglichst vielen Blickwinkeln werden die lediglich acht Monate betrachtet, die Lenz in der Residenzstadt verbracht hat, wo er am 1. April 1776 abgerissen und mittellos eingetroffen und abends im “Erbprinzen” abgestiegen war. Eine Einladung für seinen Besuch in Weimar lag nicht vor. Zwar kannte Lenz den Fürsten Carl August, der ihn einmal in Straßburg aufgesucht hatte; aber sonst gab es außer Goethe keine weiteren Kontakte. Dieser war bei Lenz’ Ankunft gerade nicht da. In einem spontanen Entschluß hatte Lenz alle Brücken zur Vergangenheit abgebrochen – sein Leben in Straßburg verlief sowieso jämmerlich und ohne Perspektive – und hoffte auf einen Neuanfang: gesellschaftlich, literarisch und finanziell. Der Ortswechsel ließ sich auch recht gut an: Der Herzog und Goethe waren hilfsbereit (auch mit Bargeld) und führten ihn in Weimar ein. Lenz währte sich im Himmel und verglich die Hauptstadt des Duodez-Fürstentums gar mit Florenz unter den Medici. Das gesellschaftliche Leben und das diffizile soziale Netzwerk in Weimar werden vom Verf. umsichtig und anhand vieler Dokumente (auch Abb., die seine gesamte Darstellung begleiten) vorgeführt und bewertet, so daß der Leser sich seine eigene Meinung dazu bilden kann.

Lenz war sicherlich kein einfacher Mensch, und Urteile wie ‘hier gut – dort schlecht’ sind naiv und unhaltbar. Sein ungestümes Auftreten bei Hofe, seine Sprunghaftigkeit und seine Possenreißereien geben zu denken. Im Innersten war er ein Kind geblieben: einfältig (eigentlich eine gute Eigenschaft!), leicht zu verletzen und überschwänglich bis zur Narretei; bei alledem aber gutmütig und herzlich. Die sonderbare Kindlichkeit und Arglosigkeit in Lenz’ Charakter ist von vielen Zeitgenossen bemerkt worden. Man vergleiche auch Goethes herablassende Beschreibung in *Dichtung und Wahrheit*. Im reichhaltigen deutschen Wortschatz findet selbst Goethe kein Eigenschaftswort, das Lenz bündig charakterisieren könnte, und wählt etwas gestelzt und nicht recht passend das englische “whimsical” (S. 116, Anm. 192). Wenn man das alles in Weimar so treffend bemerkt hatte, wären die Schlußfolgerungen ganz einfach gewesen: Dieses gutherzige Kind in Gestalt eines Mannes mußte man behutsam, nachsichtig und liebevoll erziehen. Doch

niemand brachte die dafür notwendige Geduld auf; *tout le monde* war vollauf mit sich und seinen Problemen beschäftigt.

Fürs erste war Lenz froh und erleichtert, daß man ihn so freundlich aufgenommen hatte und glaubte, endlich das ihm kongeniale Zuhause gefunden zu haben. Nicht umsonst verstand er sich als "lahmer Kranich", der nirgendwo sonst mehr hinkonnte und in einer teilnahmslosen Welt elend zugrunde gehen mußte (S. 90-92). Seine kranke Mutter, an der Lenz sehr hing und die er nicht wiedersehen sollte, schrieb ihrem Sorgenkind im September 1775 aus Dorpat: "Wie lange wiltu so herum irren, und Dich in solche nichtswürdige Dinge vertiefen ..." Sie meint damit die schöne Literatur, die wertlos ist, weil sie nichts einbringt. Die abschließenden Worte der besorgten Mutter liest man nicht ohne Rührung: "Was will aus Dir werden?" (S. 88). Im April 1776 antwortet der Sohn aus Weimar recht frohgemut: "Lassen Sie sichs nicht reuen, dass ich immer noch so herumschweife. Gott führte jeden seinen Weg ...", und im September 1776 teilt er dem Vater mit, daß Goethe und sein Kreis sich "zu allen Zeiten" um ihn kümmern und daß er ihnen zutiefst dankbar ist (S. 98-100). Weimar war Lenz' letzter Versuch, auch seine letzte Chance einer Landung im geordneten bürgerlichen Leben. In Goethe sah er vertrauensvoll seinen uneigennütigen großen Bruder, der für den kleinen und noch nicht arrivierten schon alles richten würde. Auf Goethe war unbedingt Verlaß.

Lenz hatte die Situation jedoch falsch eingeschätzt. Der russische Literat Nikolai Karamsin, der auf seiner Reise nach Paris und London im Sommer 1789 in Weimar Station machte, beschreibt die Lage sehr anschaulich: Die *causa* Lenz war noch immer in aller Munde (S. 102f., Anm. 154). Abgesehen von so manchem *faux pas* in der auf Etikette penibel achtenden tonangebenden Gesellschaft, hatte Lenz übersehen, daß seine wichtigste Bezugsperson Goethe schon längst nicht mehr stürmte und drängte, sondern ganz andere Lebenspläne verfolgte, vor allem sich in Weimar und am Hofe unwiderruflich zu etablieren. Lenz scheint den "Hochehrwürdigen", den er beharrlich als "Bruder" und "Liebgen" titulierte und in jeder Situation duzte, permanent geniert zu haben. Was sollten die bei Hofe einflußreichen Leute davon halten, daß er diesen ewigen Versager seit längerem aus vertrautem Umgang kannte? Lenz schwärmte noch immer wie ein unbeschwerter Jüngling grenzenlos herum, und er machte allenthalben Projekte (ganz im Stile der Zeit); z.B. über eine Reform des Militärs (das Fürstentum verfügte über 600 Soldaten) und eine Intensivierung des Handels durch die Regierung (das war schließlich Goethes Ressort!), der mit dem comte de Maurepas in Paris in französischen Briefen die Möglichkeit einer Reform des Staatswesens ventilierte und der als Gipfelpunkt der Insubordination behauptete, eine bessere Lehrmethode für die Erlernung von Fremdsprachen zu verwenden als Goethe höchstselbst. Für sich genommen waren das alles Lappalien, aber sie summierten sich unaufhaltsam bis hin zur unverzeihlichen "Eseley", von der wir nicht wissen, worum es hier ging – vielleicht ein spöttisches *aperçu* über Goethes Beziehung zu Charlotte von Stein, das hinter vorgehaltener Hand in der Kleinstadt Weimar blitzschnell die Runde gemacht hatte.

Goethe verlangt vom Herzog die sofortige Ausweisung. Der ahnungslose Lenz steht wie vom Donner gerührt; seine autographische Notiz ist erhalten geblieben: Goethe möge ihn

doch wenigstens noch acht Tage in Weimar lassen. Im Tagebuch notiert Goethe, daß er eine weitere letzte Bitte, noch einen einzigen Tag bleiben zu dürfen, “stillschweigend accordirt” habe (S. 113f.). Am 1. Dezember 1776 muß Lenz aus dem gelobten Land scheiden. Über Erfurt und Straßburg gelangt er – wie auch immer – nach Emmendingen bei Freiburg. Dort nimmt ihn Johann Georg Schlosser auf, der mit Goethes Schwester Cornelia verheiratet ist. Man kannte sich von früher her. Im gastfreundlichen und geräumigen Hause Schlosser – es steht noch heute – bringt Lenz zu Anfang 1777 in einem Zuge den *Landprediger* zu Papier: einen Schlüsseltext, eine Lebensbeichte, eine Projektion eigener Wünsche und Ziele – u.a. am Leben und Wirken seines großherzigen Gastgebers, des badischen Oberamtmanns Schlosser orientiert:

Der Landprediger Johannes Mannheim regiert seine Gemeinde Grobendingen wie ein pastoraler Monarch mit beträchtlichem Erfolg. Allerdings hält er in der Dorfkirche viel lieber Vorträge über die frohe Botschaft einer vernünftigen Agrarökonomie und ländlichen Kameralistik als daß er das Evangelium verkündet. Auch seine Vesperandachten geraten zu praktischen Ratschlägen für eine ertragreiche Landwirtschaft. Höheren Ortes erweckt eine solche Kirchenreform lebhafteste Mißbilligung und bringt ihm eine Visitation ein. Aber Pastor Mannheim kennt keinerlei Furcht vor Fürstenthronen und wandelt unbeirrbar auf seinen wohltätigen und segensreichen Pfaden weiter. Er ist gut und für sein soziales Umfeld nützlich: Folglich ist er auch glücklich. Um den Rest wird sich der Herr kümmern, dessen Ratschläge ohnehin unerforschlich bleiben. Eine Quelle des menschlichen Unglücks hat Pfarrer Mannheim aus eigener bitterer Erfahrung aus seinem Leben und dem seiner Familie rigoros eigenhändig extirpiert: die schöne Literatur – eine unnütze Zeitverschwendung, denn es gilt, wichtigeren und profitableren Zielen in Wald und Flur nachzustreben. So lebt dieser Landprediger allseits geachtet und voll patriarchalischer Benevolenz dahin. Seinem Sohn geht es später noch besser: Er steigt sozial steil empor und bereitet den Eltern ein immerwährendes würdiges Gedenken. – Soweit meine vereinfachende Skizze nach einem viel umfangreicheren *tableau*, das sich nicht leicht resümieren und noch schwieriger bewerten läßt. (Der Text ist bei Reclam greifbar: Lenz, *Erzählungen*, RUB 8468.)

Die Entstehung des *Landpredigers* wird vom Verf. vor den geschichtlichen Hintergründen genau verfolgt, und die Bedeutungsebenen werden einfühlsam interpretiert. Aufgrund seiner Sachkenntnis gelingt es scheinbar mühelos, den bisweilen spröden, oft auch seltsamen, fast surrealistischen *Landprediger* – man denke an das Begräbnis von Johannes Mannheim und den Totenkult, den sein Sohn um ihn erfindet und zelebriert – dem Leser nahezubringen und verständlich zu machen. Das hier ist kein Nachklapp zum *Hofmeister* oder den *Soldaten*, kein zweitrangiges Werk. Das ist purer Lenz in einem großen, zentralen Text, ohne dessen gründliche Kenntnis man sich nicht über seinen oft verkannten Autor äußern sollte.

Letzten Endes geriet *Der Landprediger* seinem Autor zu einer weiteren Enttäuschung und konnte ihm den so ersehnten festen Platz im bürgerlichen Leben nicht ermöglichen. Im Juni 1777 stirbt Cornelia nach der Geburt ihres zweiten Kindes. Sie stand Lenz in Emmendingen sehr nahe; dieser hat sie zutiefst verehrt, nicht bloß empfindsam an-

geschwärmt. Hier hatten sich zwei kranke und einsame Seelen gefunden. Lenz ist nun ein gebrochener Mann, seine erstaunliche Widerstandskraft erschöpft. Sein Geist verwirrt sich, und er droht im Wahnsinn zu versinken. In einem Brief aus dieser Zeit schreibt er mit der erschreckenden Klarsicht des am Abgrund Stehenden: "Ich bin ein Fremder, wie Schlosser sagt, unstet und flüchtig und habe soviele die mit mir unzufrieden sind." (S. 125).

Das Ende, nach Besuchen bei Lavater, Sarasin, Oberlin u.a., ist schnell berichtet. Ein Bruder holt Lenz, der sich etwas erholt hatte, nach Riga zurück. Aber nirgendwo kann er Fuß fassen. In einer Gesellschaftsordnung, die noch keine regulären und sicheren Laufbahnen kannte und in einem ständisch geprägten Zeitalter, in dem man von den Erträgen der Publikation schöngestiger Literatur allein nicht leben konnte, benötigte man einflußreiche Verbindungen, mußte servil die Klinken putzen und um Protektion bitten. Lenz' Vater verweigert ihm ein Empfehlungsschreiben; der stets hilfsbereite Herder kann nicht weiterhelfen. Friedrich Klingler und August von Kotzebue schnappen ihm, völlig unbeabsichtigt, zwei aussichtsreiche Positionen in St. Petersburg vor der Nase weg. Der Mißgeschick ist schier kein Ende. In Moskau schlägt sich Lenz mit Stundengeben kümmerlich durch. Er sprach Englisch, Französisch und Russisch fließend und las die lateinischen Klassiker im Original. Unermüdlich, beinahe manisch entwirft er weiterhin Reformpläne: für die Moskauer Trinkwasser-Versorgung, den Ausbau von Wasserwegen zur Belebung des Handels – und für die Einschmelzung des Zar Kolkol (Kreml-Glocke), um daraus Druckerpressen für die Publikationen der Opposition herzustellen. An alledem zeigt niemand Interesse; auch in Rußland konnte Lenz nicht einmal hier und da ein für die Allgemeinheit nützlich Leben führen. In Moskau trifft er Karamsin und andere Mitglieder einer Freimaurerloge, wohlhabende Gönner behalten ihn im Auge und geben Geld. Lenz muß nun einsehen, daß sein Leben irreparabel entgleist ist. Im Juni 1792 findet man ihn nachts tot auf einer Moskauer Straße. Die Todesursache war vermutlich Herzversagen. Graf Scheremetew sorgt für ein ordentliches Begräbnis; die Stelle ist heute unbekannt. Eine systematische Durchsicht der Archive in St. Petersburg und Moskau fördert vermutlich so manche Lenziana zu Tage.

Der Rezensent legt diese gehaltvolle Studie mit Bewunderung für die Fülle gut recherchierter Information und Interpretationen aus der Hand. Diese Monographie über den *Landprediger* wird für lange Zeit das Standardwerk zum Thema bleiben, auch weil sie den Charakter einer Dokumentation und eines Nachschlagewerks besitzt. Man vergleiche die nach Jahren geordnete Biographie Lenz', dessen Werkverzeichnis und die Biographien der behandelten, oft wenig bekannten Personen. Mit der Bewunderung für die hier präsentierte wissenschaftliche Leistung gehen eine Bestürzung und Betrübniß einher, nämlich über das unglückliche Leben und das unbeachtete Werk von Lenz, der zu den Begabtesten seiner Zeit gehörte und wie ein Meteor über den Horizont der Epoche eilte. Nirgendwo konnte er eine Heimstatt finden – weil keiner ihn brauchte und so liebte, wie er nun einmal war.

Prof. Dr. Hans-Joachim Zimmermann